

Hauptstadt des Glücks

300 Sonnentage, Bergblick, Biosteak: Boulder galt als eine der liberalsten Städte Amerikas. Doch jetzt fahren hier Manager im Tesla auf. VON TANJA SCHUHBAUER

Im Museum für zeitgenössische Kunst uriniert eine Milchkuh auf die Weide – in einer Videoinstallation auf getünchter Wand. Drei Wandregale daneben liegen Maiskolben, Spaten, Erde. Regionale Landwirte zeigen ihre Ideen von moderner Kunst in Boulder, Colorado, eingekesselt von den Rocky Mountains. Draussen führt der Weg direkt auf die Pearl Street. Nebenan auf der Pearl Street, die sich als ziegehört beplasterte Fussgängerzone durch die Stadt zieht, singen Musikanten unter Cowboyhüten Tag und Nacht ihre Lieder, meistens Bluegrass. Es riecht nach Blumen, Räucherstäbchen, Marihuana. Kleine Geschäfte verkaufen Buddhafiguren, regionalen Honig, selbstgemachte Seifen und internationale Outdoor-Mode zu satigen Preisen.

Schlanke, sportliche Menschen trinken in Strassencafés ihren Latte macchiato mit Pflanzenmilch, «made with love» steht auf den Aushängeschildern. Fahrradfahrer ziehen vorbei auf preisgekrönten Radwegen, die im Winter häufig noch vor den Strassen vom Schnee befreit werden. Passanten entspannen sich auf Parkbänken, die einander zugewandt dastehen. Dazwischen spriessen kunterbunte Blumen in umzäunten Beeten selbst bei 30 Grad im Schatten. Es sieht fast zu schön aus, um wahr zu sein. Ein Mann biegt um die Ecke und erklärt seinem Begleiter, wo es sich lohnt, im Winter Ski fahren zu gehen, und wo die Reichen ihrem Vergnügen frönen.

Lesecafé mit Gebäck und Tee

«Die Geschichte des Anarchismus», «Rückkehr zur Natur» und «Mit Bienen tanzen» lauten Titel, die in Schaufenstern von Buchläden ausliegen. Freunde esoterischer und philosophischer Literatur, psychologischer Ratgeber, buddhistischer Lebenshilfebücher, von Achtsamkeits- und Meditationsanleitungen kommen in der Pearl Street voll auf ihre Kosten – und kaum vorbei am «Tritident Booksellers buy & rents». Der alternative Buchladen hat sich in vierzig Jahren zu einem wichtigen Treffpunkt entwickelt. 1979 begannen zwei Mitglieder der Vajradhatu-buddhistischen Gemeinschaft in Boulder mit dem Bau von Bücherregalen, woraus der Buch-

laden entstand. Ein Jahr später wurde er zum Lesecafé mit Gebäck, Tee und hochwertigem Kaffee und einer grossen Auswahl gebrauchter und neuer Bücher, von Tagebüchern und Karten. Literaten und alle, die welche sein wollen, schreiben hier, lesen hier oder hängen irgendwelchen Gedanken nach.

An einem Kaffeetisch vor der Tür sitzt ein Mann mit Pferdeschwanz, Basecap, Shorts und Sandalen am Notebook und spricht in sein Smartphone: «Wir haben ein Startup gegründet und wollen mit Infrarotbestrahlung die Menschen glücklich machen – möchten Sie zu einer kostenlosen Testbehandlung vorbeikommen?» Sein Gesprächspartner scheint abzulehnen. «Fuck», sagt der Langhaarige und wählt die nächste Nummer.

«This is my happy place»

Wenige Schritte weiter auf der Pearl Street arbeitet Alyse Porpora, 30, in graumelierten Leggings und passenden Bustier hinterm Tresen am Computer des «Yoga Pearl», in einem von unzähligen Yogastudios der Stadt. Die schlanke Frau, brünetter Pferdeschwanz, ist eine der vielen Zugezogenen, die sich in Boulder ein glückliches Leben versprechen.

Seit den 1950er Jahren stieg die Einwohnerzahl von 20 000 auf mehr als 100 000, innerhalb der letzten 100 Jahre verzehnfachte sie sich sogar. Entsprechend stiegen die Immobilienpreise. «Ich hatte in New York City viel Geld zur Seite gelegt, was mir jetzt hilft», sagt Alyse. «Ich wohne allein in einem kleinen Haus in Downtown Boulder mit 90 Quadratmetern, zwei Zimmern. Für 2800 Dollar Monatsmiete ein Schnäppchen.» Ein paar Jahre könne sie das mit ihrem Ersparnis noch machen, sagt sie und hofft, dass die Preise beruhigen. Alyse studierte Kunstgeschichte in Kalifornien, arbeitete dann in einer Galerie in New York City und zog vor fünf Jahren mit ihrem Mischlingshund «Penny Lane» nach Boulder. «Ich wollte nicht im Betonschlingel bleiben. Die Natur im Central Park war mir zu wenig.» Dafür heuerte sie im Yogastudio an, auch wenn sie dort weniger verdient als in der Galerie. Sie unterrichtet kein Yoga, sondern ist als Managerin angestellt. Es ist also «eine ähnliche Arbeit wie in New York, aber ich kann hier die Natur zu jeder Jahreszeit geniessen. Das macht mich glücklich.»

Tatsächlich sind die Wanderwege der Rocky Mountains von der Pearl Street nur wenige Gehminuten entfernt. Das macht Feierabendkurse wie «hike and yoga» für die vielen jungen, zugezogenen Karrieristen in der Stadt leicht zugänglich, die tagsüber in den Bürogebäuden arbeiten und abends Achtsamkeit üben. Nach Dienstschluss trifft man sich bei Mondschein in den Bergen zum gemeinsamen «Om» und lernt bei einigen Schritten auf staubigen Bergpfaden ähnlich Gesinnte aus der Stadt kennen.

Alyse fand ihre «Community» über das Yoga. Sie klettert, paddelt, wan-



In den Cafés der autofreien Pearl Street trinken Menschen ihren Latte macchiato mit Pflanzenmilch.

CHON KIT LEONG / ALAMY / MAURITUS

Seit den 1950er Jahren stieg die Einwohnerzahl von 20 000 auf mehr als 100 000, innerhalb der letzten 100 Jahre verzehnfachte sie sich sogar.

dert um die Stadt, die seit Jahrzehnten von spirituellen Menschen geprägt wird. Eine wesentliche Rolle kommt dabei der buddhistischen Naropa University zu, die in den 1970er Jahren in Boulder entstand und an der einst unkonventionelle Beat-Poeten lehrten wie Allen Ginsberg, der Vater der Flower-Power-Bewegung in San Francisco. «Ich schöpfe meine Energie aus der Nähe der Natur. Ich folge keiner Religion, würde aber schon sagen, dass ich eine spirituelle Person bin», sagt Alyse.

«This is my happy place» – «das ist mein glücklicher Ort» – steht in riesigen weissen Buchstaben auf einer roten Hausfassade unweit des Yogastudios zwischen der Pearl Street und den acht Maiskolben im Kunstmuseum. Besucher bleiben andächtig vor der Wand stehen, knipsen mit ihren Smartphones. Die Wand ist Teil einer Kampagne der Stadt. Andere Slogans an anderen Wänden lauten: «Yogis! Das ist euer glücklicher Ort», «Fleischliebhaber! Das ist euer glücklicher Ort» oder «Schokoladenfreunde! Das ist euer glücklicher Ort».

Die Kampagne kommt nicht von ungefähr. Obgleich manche Amerikaner die wohlhabende Studentenstadt als «Volksrepublik Boulder» und «25 Quadratmeilen umgeben von Realität» verspotten, zählt Boulder in amerikanischen Rankings seit Jahren zu den Städten mit den glücklichsten Menschen und der höchsten Lebensqualität. Die Zeitschrift «National Geographic» und die TV-Sendung «Today» kürten Boulder 2017 zur «glücklichsten Stadt der USA».

«Forbes» schrieb, Boulder führe die Liste

der freundlichsten Städte des Landes an. Und schon 2011 meinte CBS News: «Wenn Glück ein Geisteszustand ist, dann ist Boulder seine Hauptstadt.» In Boulder scheint an 300 Tagen im Jahr die Sonne. 80 Prozent der Einwohner haben mindestens einen Hochschulabschluss, das durchschnittliche Haushaltseinkommen liegt bei 133 000 Dollar. 83 Prozent der Menschen sind weiss, 22 Prozent arm. Die meisten Armen finden sich laut US-Census unter den pazifischen Inseln und amerikanischen Ureinwohnern, die in Boulder leben, sowie unter jenen Weissen der Unterschicht, denen der gesellschaftliche Aufstieg nicht gelang. Die grossen Arbeitgeber sind neben der University of Boulder inzwischen amerikanische Konzerne aus dem IT-Bereich, der Luft- und Raumfahrt und der Biotechnologie.

Eric Skokan will nie wieder weg

An einem Montagabend serviert das Farm-to-Table-Restaurant «Bramble and Hare» in einer Nebenstrasse der Pearl Street ein Vier-Gänge-Menü vom Feinsten: Pfeffer-Eintopf mit Pilzen und Kartoffeln, Cannelloni mit Ziegenkäse-Füllung und Rinderleiste mit gerösteter Polenta. Alles frisch vom Bio-Bauernhof, alles hausgemacht. Als kleiner Scherz steht in der Damentoilette eine mannshohe Viehwage.

Kurz vor dem Zuckermaiskuchen mit Mascarpone-Zuckerguss und Peperoni-Gelee als Dessert erscheint ein Mann mit blauen Augen am Holztisch. «Ich rieche nicht so gut wie das Essen, ich



«Die Natur im New Yorker Central Park war mir zu wenig», sagt Alyse, Leiterin eines Yoga-Studios in Boulder.

TANJA SCHUHBAUER



Eric Skokan baut auf seiner Farm mithilfe mexikanischer Arbeitskräfte 250 landwirtschaftliche Produkte an.

TANJA SCHUHBAUER

komme gerade aus dem Stall», sagt er. Der Tierarzt sei heute auf seiner Farm gewesen: Gesundheits-Check für seine Schafe, die später auf den Tellern des Restaurants landen.

Der Mann heisst Eric Skokan und ist der Restaurantbesitzer, geboren in San Diego, aufgewachsen in Washington (DC). Seine Vorfahren flüchteten im Zweiten Weltkrieg aus Osteuropa in die USA. Eric lebt seit 30 Jahren in Boulder. «Ich habe mir einen Traum erfüllt», sagt er. «Ich will hier nie wieder weg.» Seit 19 Jahren führt Eric das Restaurant. Bald ergänzte er es mit einem Kräutergarten. Dieser war ihm schnell zu klein, also gründete er eine Farm zum Restaurant und beschäftigt jetzt 42 Mitarbeiter. In Colorado sei sein Farm-to-Table-Restaurant das einzige dieser Art. Genussmenschen aus nah und fern leisten sich das gerne.

«Ich bin glücklich und möchte die Menschen glücklich machen», sagt Eric. Glück sei in Boulder eine Selffulfilling Prophecy, eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. «Hier leben Menschen, denen Lebensqualität am wichtigsten ist. Sie schätzen den Freizeitwert der Rocky Mountains und die guten Jobmöglichkeiten.» Zudem habe eine gewisse anti-amerikanische, antikapitalistische und spirituell-naturverbundene Haltung in Boulder Tradition seit den Hippie-Zeiten der 1960er Jahre. Das seien die Wurzeln des Glücks in Boulder, das umso besser gedeihe, weil auch alles andere stimme.

Bei einem Rundgang über seine Farm zeigt Eric, was er geschaffen hat: Auf 180 Hektaren Land gedeihen

500 Schafe, 300 Hühner, 100 Schweine, 22 verschiedene Tomatensorten, 14 Karottensorten, vier Spinatorten, Kartoffeln, Rote Bete – so ziemlich alles, was seine Köche brauchen. Die Rinder kauft er dem Nachbarn ab. Seinen Hopfen gibt Eric an Brauereien, die Reste verfüttert er an die Tiere, das Bier trinken die Gäste im Restaurant. 250 verschiedene Produkte wachsen auf Erics Farm. 70 Prozent davon verarbeitet die Küche im Restaurant, der Rest wird auf dem Wochenmarkt verkauft.

Sicher sei eine konventionelle Landwirtschaft mit Einsatz von Kunstdüngern profitabler, und er brauchte dann weniger Maschinen. «Aber ich müsste mich auf ein Produkt konzentrieren, und gerade die Vielfalt und das Ausprobieren von Neuem schenken mir Freude. Wenn ich lerne, bin ich glücklich.» Das Dasein als Bio-Bauer hat er sich selbst beigebracht mit Hobbygärtner-Kenntnissen aus seiner Herkunftsfamilie und dabei jeden Tag Neues gelernt. Davor hat Eric selbst 15 Jahre lang als Koch gearbeitet. Doch «irgendwann lernte ich nichts mehr dazu».

Erst Goldgräber, nun Studenten

Vor dem Gewächshaus ruft er dem Mitarbeiter José auf Spanisch zu, er möge die Apfelbäume bitte einzeln wässern. Der Apfelanbau, um Cider herzustellen, ist Erics jüngstes Experiment. Er habe jetzt 150 Apfelbäume, sagt er und strahlt wie die Sonne über seinem Feld. «Doch mit 53 Jahren bin ich froh, dass meine körperliche Arbeit nur noch bei etwa

fünf Prozent liegt.» Den Rest erledigen auf seinen Feldern mexikanische Hände. Der Fachkräftemangel, sagt Eric. «Amerikaner interessieren sich nicht für diese harte körperliche Arbeit in der Hitze.»

Gegründet wurde der glückliche Ort im Wilden Westen 1858 von den ersten Weissen, die Gold und Silber suchten. Das Geschichtsmuseum der Stadt macht kein Hehl daraus, wie weisse Einwanderer die amerikanischen Ureinwohner, die Arapaho, niedergemetzelt haben. Früh stellte Boulder die Weichen für das gehobene Bürgertum: 1860 wurde das erste Schulgebäude errichtet, 1876 die University of Boulder. Bis 1890 kamen Krankenhaus, Telegrafestation und Bahnhof dazu. Boulder erreichte Bekanntheit für seinen Wohlstand und das gute Bildungssystem. Heute ist etwa jeder dritte der 107 000 Einwohner immatrikuliert. Die Studierenden kommen aus allen amerikanischen Staaten und der ganzen Welt nach Boulder.

Politisch gesehen ist Boulder eine der linken und am stärksten demokratisch geprägten Städte Colorados. 1967, als das Bevölkerungswachstum der Stadt Fahrt aufnahm, stimmten die Bürger von Boulder dafür, sich selbst zu besteuern, um den natürlichen Freiraum rund um die damalige Hippie-Stadt für alle zu erhalten. Diese Steuer floss in den Kauf von Grundstücken, um eine Zersiedelung der Stadt zu verhindern. Boulder war somit die erste Stadt in den USA, die für den Kauf von Freiflächen Steuern erhoben hat. «Damit jeder eine gleich gute Aussicht auf die Rocky Mountains hat, darf jedes Gebäude nur so hoch sein wie ein Zypressenbaum», sagt die Historikerin Laurel McKown vom denkmalgeschützten Hotel Boulderado, wo seit 1909 die Bildungs- und Kunstelite ein und aus ging.

«Schöne neue Welt»

Eric Skokan hat sich seinen Traum erfüllt. Doch wer in Boulder nach Glück sucht, stösst schnell auf eine Frage: Reicht es für alle? Oder nur für jene, die es sich leisten können?

Zwei Querstrassen von der Pearl Street entfernt schlängelt sich der Boulder Creek über 50 Kilometer durch die Stadt, auch vorbei an der Universität. Am Nachmittag eilen scharenweise Studenten an den Parkbänken am Ufer des Baches vorbei nach Hause, den Blick auf ihre Smartphones gerichtet.

Connor Lowe, 21, sitzt auf einer der Holzbänke, vertieft in ein Taschenbuch. «Schöne neue Welt» von Aldous Huxley. Unter Connors Fingernägeln klebt Dreck. Die dunklen Haare hat er sich aus dem Gesicht gebunden. Seine braunen Augen haben Tiefe, sein Gesicht wirkt zerbrechlich, etwas bloss. Connor hat gerade Feierabend und nutzt die Zeit, bis um 19 Uhr die Bibelstunde beginnt. Christlich aufgewachsen, konnte er mit Gott lange nichts anfangen. Er mochte ihn nicht. 2020 änderte sich das, als die Corona-Pandemie begann. Connor ist weder Zugezogener noch Akademiker. Er ist ein Einheimischer der weissen Arbeiterklasse und lebt in der Realität jenseits der glücklichen 25 Quadratkilometer. Er wohnt eine halbe Autostunde nordöstlich des Stadtzentrums, «mitten im Nirgendwo», sagt er.

Heute hatte er an der Universität in Downtown Boulder zu tun: Feuermelder und Lampen reparieren, solche Sachen. Meistens hat er Aufträge in Schlachthäusern und Industriebetrieben in Commerce City, einer Arbeiterstadt, wo eine grosse Ölraffinerie steht, etwa 40 Autominuten südöstlich von Downtown Boulder. Dort haben schon Connors Vater und Grossvater geschuftet. Bei einer Explosion 1978 wurden dort drei Arbeiter getötet. «Die Uni ist der schönste Ort, an dem ich je gearbeitet habe», sagt Connor und legt das Buch auf seinem Schooss ab.

Connors Schulnoten wären gut genug gewesen für ein Studium an der Universität in Boulder, aber er hätte es nicht bezahlen können. «Ich liebe Kunst und das Schreiben, aber 20 000 Dollar pro Jahr für die Uni?» Viele studieren und machen nichts daraus. «Ich zahle keine 100 000 Dollar, nur damit mir jemand sagt, dass ich gute Kunst machen kann. Ich weiss das auch so», sagt er trotz. Die Schulden, die er machen müsste, bis sich ein Studium lohnt, stünden in keinem Verhältnis. «Im Handwerk fehlen Fachkräfte. Dort habe ich gute Chancen.»

Jetzt zeichnet, malt, schreibt und liest Connor eben in seiner Freizeit. Manchmal schraubt er an alten Autos oder spielt am Computer. Und das Glück? «Boulder kann ein glücklicher Ort sein. Aber auch hier gibt es Menschen, die unhöflich und wenig gastfreundlich sind. Die meisten Leute hier haben viel Geld und gehen Outdoor-Sportarten nach. So ein Leben in Downtown Boulder könnte ich mir nicht leisten. Doch verglichen mit anderen Städten kann man wahrscheinlich schon sagen, dass Boulder ein glücklicher Ort ist.»

Political Football

Die Kirche besucht Connor sonntags zum Gottesdienst und zweimal in der Woche zum Bibelstudium. «Covid war politisch eine sehr schwierige Zeit. Viele haben das Vertrauen verloren in die amerikanische Politik und suchen jetzt nach mehr Sinn. Darum beschäftige ich mich mit Gott. Die Finsternis der Einsamkeit hat dazu geführt, dass Menschen häufiger zu Alkohol und Drogen gegriffen haben als sonst.» Auch er selbst habe viel zu viel getrunken. «Es ging viel schief privat. Aber dann fand ich: Für das Trinken lohnt sich das Leben nicht.»

Aus Connor sprudeln mitunter ungewöhnliche Sätze heraus für einen jungen Kerl aus der Arbeiterschicht. Wenn er reflektiert und analysiert, wirkt er reif, überlegt. Zuletzt hat er ein Buch von Mark Aurel gelesen, einem römischen Kaiser und Philosophen, dessen Gedanken bis heute nachwirken und zu dessen Credo Freiheit und Gerechtigkeit für alle gehörten. «Wir erwarten von Politikern Selbstlosigkeit, aber sie wollen Macht. Die Demokraten kicken die Probleme in die eine Richtung, die Republikaner in die andere. Aber keiner macht ein Tor. Political Football nennen wir das.»

Trotz den vielen Problemen sei Amerika ein Land der Möglichkeiten, sagt Connor. Auf seinen Baustellen arbeite er grösstenteils mit mexikanischen Hilfskräften, die zumeist illegal eingewandert seien. «Solange es bei uns mehr Möglichkeiten gibt als in Mexiko, ist klar, dass viele zu uns kommen. Die Mexikaner verlassen ihre Heimat, um das Beste für ihre Familien rauszuholen. Nur fühlt es sich falsch an, dass wir hier die besten Leute aus Mexiko haben und sie schlecht bezahlen.»

Fussläufig am malerischen Boulder Creek entlang, etwa eine Stunde von der blumigen Pearl Street entfernt, beginnt das weniger liebliche Industriegebiet. In der Brauerei DV8 Distillery ist gerade «Open Mic», offene Bühne, wie jeden Mittwochabend. Eine Handvoll Gäste klatscht Applaus. River Isaacson, 42, gross, schlank, schwarze Haare, weisse Haut, steht in seiner dunklen Lederjacke auf der Bühne und beendet seinen letzten Song für heute. Den Song hat er selbst geschrieben und mit seiner Gitarre begleitet. Der Text handelt von den Träumen als junger Mensch, die sich im Erwachsenenalter nicht erfüllt haben. River hat ihn über sich selbst gesungen. Er steigt von der Bühne herab, legt seine Gitarre auf den Bierstisch, geht zur Tür hinaus und zündet sich eine Zigarette an. «Das hier ist nur mein Hobby», sagt er, nimmt einen tiefen Zug und geht hektisch auf und ab. «Im Alltag bin ich Psychologe in einer Jugendanstalt.»

River kam 2004 aus San Diego nach Boulder. Er verliess die Uni ohne Dokortitel, aus dem gesellschaftlichen Aufstieg wurde nichts. Statt der erträumten Karriere an der Universität von Boulder kümmert er sich nun um kriminell gewordene Jugendliche aus ganz Colorado. «Warum die Menschen in Boulder so glücklich sind, willst du wissen?», fragt River, lacht sarkastisch und schüttelt den Kopf. «Ganz einfach: Sie sind weiss und reich – that's it.»

Seit immer mehr Tech-Konzerne die einstige Hippie-Hochburg als Standort für sich entdeckt hätten, verändere die Seele der Stadt. «Früher fuhren hier Lesben im Subaru herum, heute sind es Manager im Tesla», sagt er durchaus zornig. River drückt seine Zigarette aus und blickt zu seinem Auto. Er wird bald nach Hause fahren. Morgen muss er früh raus, um den kriminellen Jugendlichen zu helfen.

Diese Reportage wurde möglich durch die Unterstützung von Visit Denver, The Hotel Boulderado sowie Colorado Tourism Office.



NZZ / pan.